

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Band: 42 (1990)
Heft: 11

Artikel: "Wenn alle etwas ruhiger wären..."
Autor: Ulrich, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-931420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wenn alle etwas ruhiger wären...»

FRANZ ULRICH

Die 43. Auflage des Filmfestivals von Cannes wird nicht als eine der besten in die Geschichte eingehen. Zwar gilt das Festival an der Croisette nach den Olympischen Spielen noch immer als das zweitgrösste regelmässig wiederkehrende Medienereignis der Welt. Das mon-däne, von einer Unzahl von TV-Anstalten beherrschte Medienspektakel hat sich jedoch längst mehr oder weniger selbständig gemacht und nur noch bedingt mit den gezeigten Filmen zu tun. Die TV- und Video-Auswertung verdrängt das Kinogeschäft immer häufiger auf die hinteren Plätze.

Zwar glänzt Cannes noch immer mit illustren Namen – mehr als jedes andere Festival: diesmal mit dem Japaner Akira Kurosawa, dem Polen Andrzej Wajda, den Italienern Federico Fellini und Paolo und Vittorio Taviani sowie dem Amerikaner Paul Schrader, deren neue Filme alle ausser Konkurrenz gezeigt wurden. So interessant diese den meisten Wettbewerbsbeiträgen überlegenen Filme auch waren, die bestandenen «Altmeister» haben schon packendere und wichtigere Werke geschaffen. Sie bewegen sich stilistisch in mehr oder weniger bekannten Geleisen, befassen sich mit bei diesen Autoren bereits vertrauten Themen – mit Ausnahme von Kurosawas Meisterwerk «Träume».

Wie bereits andere Filmfestivals, beispielsweise Berlin, hat sich auch Cannes vermehrt Filmen aus den Oststaaten geöffnet (acht allein aus der UdSSR). Aber weder bei den «Regalfilmen» noch bei neuen Produktionen waren grosse Neuentdeckungen zu machen. Filme aus der sogenannten Dritten Welt führen in Cannes nach wie vor ein Mauerblümchendasein; ganz Lateinamerika war im offiziellen Programm nur mit einem einzigen – und zudem noch wenig überzeugenden Film («Rodrigo D – no futuro» von Victor Manuel Ga-

viria, Kolumbien) – vertreten. Und die erdrückende Masse des Angebots mit Hunderten von Filmen in den verschiedenen Sektionen und auf dem «Marché» bescherte einem häufig mehr Frust als Lust, denn ein auch nur annähernd zutreffender Überblick ist für den einzelnen unmöglich. Wenn man in einem mässigen Film des Wettbewerbs oder einem der «offiziösen» Nebenprogramme («Un certain Regard», «Semaine Internationale de la Critique Française», «La Quinzaine des Réalisateurs» oder «Perspectives du Cinéma Français» sass, hatte man oft das unbehagliche Gefühl, gerade jetzt im falschen Film zu sitzen. Trotz solcher Probleme und Schwächen bleibt jedoch Cannes unbestritten das wichtigste internationale Filmfestival.

Neue Wellen?

Im ausser Wettbewerb gezeigten Film «*La voce della luna*» fasst Altmeister Federico Fellini seine Botschaft zusammen in dem Satz: «Wenn alle etwas ruhiger wären, würden wir vielleicht etwas verstehen» – nicht nur vom Mond, sondern vom Chaos dieser Welt. Diese Mahnung hat die grosse Jury des Festivals von Cannes unter dem Vorsitz von Bernardo Bertolucci offensichtlich nicht beherzigt, hat sie doch ausgerechnet einen der lautesten, schrillsten und in Bild und (vor allem) Ton gewalttätigsten Film des Wettbewerbs mit der Goldenen Palme ausgezeichnet: «*Wild at Heart*» des Amerikaners David Lynch. Dieses Roadmovie, in dem durch die Mutter des Mädchens gedungene Killer ein junges Liebespaar durch den amerikanischen Süden verfolgen, zelebriert narzisstisch eine perfekte formale Gestaltung und äusserst wirkungsvolle Effekte; nach einer tieferen Bedeutung dieses Aufwandes sucht man vergeblich. Man kann sich höchstens fragen, wie krank wohl eine Gesellschaft sein muss, um solche «perversen» Alpträume hervorzubringen und auch noch zu feiern. Oder ist das jetzt der postmoderne Trend?

Brilliert Lynchs Film mit kalter Perfektion und gewalttätigem Schrecken, so bezaubert Giuseppe

Tornatores filmisch nicht minder einfallsreiches Werk *«Stanno tutti bene»* durch seine Herzenswärme und Lebensweisheit. Marcello Mastroianni begibt sich als alter Sizilianer auf eine Reise nach Norditalien zu seinen Kindern, die – wie er entdecken muss – sich vor ihm verstecken oder ihm etwas vormachen, weil sie ihren Vater, der von seinen Kindern ein erfolgreiches Leben erwartete, mit ihrem Scheitern nicht enttäuschen möchten. Tornatores menschlich anrührende Geschichte ist auch eine Reise durch die heutige italienische Gesellschaft mit ihren Lebenslügen und Krankheiten, die mit Humor und Witz aufs Korn genommen werden, wobei das Fernsehen in einer fulminanten satirischen Sequenz besonders eins ausgewischt bekommt.

In seiner Kritik an einer Gesellschaft, in der die Menschen trotz allgegenwärtiger technischer Kommunikationsmittel zu vereinsamen drohen, trifft sich Tornatore mit seinem Vorbild Fellini, der in *«La voce della luna»* in seiner gewohnten Manier mit einem Kabinett bunter fellinischer Figuren und Monströsitäten der Welt einmal mehr einen Spiegel vorhält: Vor lauter hektischem Trubel, Treiben und blinden Obsessionen und Begierden sind die Menschen nicht mehr fähig, die Stimme des stillen, sanften Mondes zu vernehmen (ausführliche Besprechung in dieser Nummer).

Wie Fellini hält sich auch Jean-Luc Godard längst nicht mehr an chronologisch erzählte Geschichten. Godards *«Nouvelle vague»* ist eine eklektische Zusammenstellung von Bildern, Tö-

nen, Zitaten und (vorwiegend lateinischen) Zwischentiteln, mit denen der Autor über Menschen und Medien reflektiert. Wie das Neue auf das Alte Testament folgte, so gebe es in allen Bereichen des menschlichen Zusammenlebens und der Kunst immer wieder «neue Wellen». Godard hat sein Bild- und Tonmaterial wie eine musikalische Partitur aufbereitet, einer Fuge vergleichbar, in der Themen entwickelt werden, verschwinden, wieder auftauchen und variiert werden. Godards Name fehlt sowohl im Vor- wie auch im Nachspann – er sei nicht der Autor, sondern nur der Organisator des Films. Das macht ihn erst recht zu einem «typischen Godard». Das jüngste Werk dieses «enfant terrible» des Films hat denn auch wieder heftige Kontroversen ausgelöst. Dass dieses ungewöhnliche, anspruchsvolle und nicht nur formal provozierende Werk bei den Preisen leer ausgegangen ist, weist wohl auf die Ratlosigkeit der Juroren hin, bestätigt aber auch den «Mythos Godard» als einsamen, sperrig-unbequemen Aussen-seiter.

Gewissermassen eine Bilanz seines Lebens und Schaffens zieht auch Akira Kurosawa, der grosse alte Mann des japanischen Films, in *«Konna yume wo mita»* (*Dreams*), der als Eröffnungsfilm einen markanten Akzent gesetzt hat, den kein anderes Werk des Wettbewerbs zu übertreffen vermochte.

Goldene Palme: Roadmovie der schrillen und lauten Art («Wild at Heart» von David Lynch)





Ausser Konkurrenz: Inständige Bitte um Ruhe («La voce della luna» von Federico Fellini)

In den acht Träumen von «Dreams» schlägt Kurosawa einen Bogen von der magischen Welt der Kindheit über die düsteren Ängste der Erwachsenen zu einer heiteren Paradiesvision des Lebens und Sterbens. Kurosawas Film warnt vor der Zerstörung der Erde durch den Menschen und plädiert für ein einfaches Leben in Harmonie mit der Natur (ausführliche Besprechung in dieser Nummer).

Erinnerung an verdrängte Leiden

Die Suche nach der Stille, nach dem Absoluten und dem Frieden mit sich und der Welt ist auch das Thema von «*Il sole anche di notte*» der Brüder Paolo und Vittorio Taviani. Sie haben die Erzählung «Vater Sergius» von Leo Tolstoi an den neapolitanischen Hof verlegt, den der junge Baron Sergio verlässt, weil er sich von seinem Herrn und seiner Braut, die dessen Mätresse war, betrogen fühlt. Sergio sucht seinen Weg zuerst als Mönch, dann als Eremit und schliesslich als Bettler, ständig auf Erleuchtung hoffend, die es ermöglicht, in der Dunkelheit dieser Welt zu sehen und zu verstehen.

Mit Leiden, die Menschen den Mitmenschen zufügen, befassten sich eindrücklich mehrere Werke. Traurige Aktualität erlangte die Vorführung von Andrzej Wajdas Film «*Korczak*» durch

die gleichentags bekanntgewordene Schändung des Judenfriedhofs von Carpentras und ähnlichen antisemitischen Schandtaten in verschiedenen Ländern in den folgenden Tagen. Der Film berichtet die Geschichte des polnischen Arztes und Pädagogen Janusz Korczak, der im Warschauer Getto 200 Waisenkinder betreute, die ihm angebotene Flucht verweigerte und schliesslich mit den Kindern in Treblinka vergast wurde. Obwohl der Film in manchen Belangen nicht zu überzeugen vermag, ruft er in Erinnerung, was nicht vergessen werden darf.

Ein bisher weitgehend verdrängtes Ereignis ruft Alan Parker mit «*Come See the Paradise*» in Erinnerung: Während des Zweiten Weltkrieges wurden über 110000 Amerikanerinnen und Amerikaner japanischer Abstammung, meist sogar amerikanische Staatsbürger, in Internierungslagern zusammengepfercht. Deren Los wird am Schicksal einer japanischen Familie in Kalifornien geschildert, deren Tochter einen amerikanischen Gewerkschafter heiratet. Entstanden ist ein richtiger tränenseliger Heuler, kein nüchtern analysierender Bericht, sondern ein prächtiges Melodrama, das mit seinen emotionalen Mitteln während zwei Stunden das Herz von Zuschauerinnen und Zuschauern aufwühlt. Weit härter geht es zu im polnischen «Regalfilm» «*Przesluchanie*» (*Das Verhör*) von Ryszard Bugajski, der bereits 1982 abgedreht war, aber sofort verboten wurde. Geschildert werden die monatelangen Verhöre und Folterungen einer jungen Frau, die 1951 von der Sicherheitspo-

lizei verhaftet worden war. Der Film will zeigen, wie die Würde des Menschen auch unter extremsten Umständen zu überleben vermag. Da man als Zuschauer gegen die endlosen, quälenden physischen und psychischen Folterungen eine Abwehrhaltung zu entwickeln beginnt, konzentriert man sich allmählich mehr auf die schauspielerischen Leistungen Krystyna Jandas, die denn auch prompt als beste Darstellerin ausgezeichnet worden ist.

Private und öffentliche Gewalt

Die Leiden zwischenmenschlicher Beziehungen greifen zwei Werke aus dem Osten auf: «*Shi no toge*» (der Stachel des Todes, nach 1. Kor. 15,55) des Japaners Kohei Oguri schildert das Drama eines japanischen Ehepaares. Da nach traditioneller japanischer Vorstellung eine Frau nur durch ihren Gatten existiert, stürzt sie durch den Ehebruch des Mannes in eine existenzielle Krise. Eine solche zeigt dieser Film bis in die letzte Konsequenz auf. «*Ju dou*» von Zhang Yimou und Yang Fenglang, eine chinesisch-japanische Koproduktion, schildert die Tragödie einer chinesischen Familie in

den (noch feudalen) zwanziger Jahren. Beide Werke zeichnen sich durch eine äusserst stricte formale Gestaltung aus, wobei der eigentliche «Star» von «*Jou dou*» das Dekor einer Stofffärberei ist. Eine geradezu pathologische «Beziehungskiste» erzählt Axel Cortis «*La putain du roi*» eine Studie über die Gewalt der (absoluten) Macht (verkörpert durch den König von Piemont) und die Gewalt des Eros (verkörpert durch eine verheiratete Gräfin). So spannend sich die zerstörerischen Konflikte zwischen den beiden menschlichen «Urgewalten» entwickeln, so verlieren sie sich doch immer wieder im bloss äusserlichen Historienspektakel.

Mitten in einen gewalttätigen Konflikt unserer Zeit zielt Ken Loachs «*Hidden Agenda*». Im Stil eines Politthrillers, der an die besten Werke von Francesco Rosi und Costa-Gavras erinnert, zeigt der Film anhand des Nordirlandkonflikts den skrupellosen Machtmissbrauch herrschender Cliquen zu politischen Zwecken auf. Der Film hat in Grossbritannien bereits heftige Kontroversen her-

«Tilai» von Idrissa Ouedraogo erzählt von sturer, einschränkender Tradition.



vorgerufen, da er eine Verschwörung konservativer Kreise aufdeckt. Über die politische Tagesaktualität hinaus ist dieser sehr spannende Film auch ein Plädoyer für die kompromisslose Suche nach Wahrheit und für die Respektierung des menschlichen Lebens im politischen Machtkampf.

Zu den interessantesten Wettbewerbsbeiträgen gehörte der russische Film *«Taxi Blues»* von Pawel Lugin. Er schildert mitten im ungeschminkt gezeigten Moskauer Alltag die kontroverse Beziehung zwischen einem versoffenen Jazzmusiker, der künstlerische Freiheit beansprucht, und einem Taxifahrer, der traditionelle kommunistische Werte – Fleiss, Ehrbarkeit und eine gewisse Sturheit – vertritt. Im Laufe ihrer heftigen Auseinandersetzungen kommen sich die beiden näher, indem sie sich verändern, offen füreinander werden – gewiss ein wichtiger Film für die heutige Sowjetunion.

In Frage gestellte Traditionen

Dagegen fast anachronistisch wirkt Gleb Panfilows getreue, fast dreieinhalbstündige Verfilmung von Maxim Gorkis Roman *«Matj»* (*Die Mutter*), von dem es bereits zwei berühmte Leinwandadaptation (1926 von W.I. Pudowkin und 1955 von Mark Donskoj) gibt. Panfilow, der mit seinem antistalinistischen *«Tema»* (bereits 1979 entstanden) vor vier Jahren Aufsehen erregte, hat hier ein episch breites, stilistisch konventionelles Werk geschaffen, das dennoch in Bann zu schlagen vermag. Die Schilderung des politischen Erwachens von Arbeitern in den Jahren 1894–1902 erscheint heute überschattet von Wehmut und Resignation, wurden doch die sozialistischen Helden von einst samt ihren Idealen durch die jüngsten Ereignisse im Ostblock sozusagen desavouiert. Nicht ganz den Erwartungen zu entsprechen vermag *«W gorode sotschi temnije notschi»* (*Oh, wie schwarz sind die Nächte am schwarzen Meer*), eine russisch-italienische Koproduktion von Wassili Pitschul, der mit *«Kleine Vera»* in aller Welt Furore gemacht hat. Die episodische, skizzenhafte Kritik an der sowjetischen Gesellschaft wirkt allzu fragmentarisch und oberflächlich.

Geradezu zwingend in ihrer Konsequenz erscheint dagegen die Kritik an einer sich unmenschlich auswirkenden Tradition in *«Tilai»* (*Das Gesetz*) von Idrissa Ouedraogo (Burkina Faso). Nach zweijähriger Abwesenheit kommt Saga in sein Dorf zurück, um seine Braut Nogma zu heiraten, die ihm sein Vater bestimmt hatte. Inzwischen hat aber der Vater, der als Familienoberhaupt nach Gutdünken über Frauen und Kinder verfügen darf, Nogma zu seiner zweiten Frau ge-



Die Preise

Goldene Palme: *«Wild at Heart»* von David Lynch (USA); *Grosser Preis der Jury (ex aequo):* *«Shi no toge»* von Kohei Oguri (Japan) und *«Tilai»* von Idrissa Ouedraogo (Burkina Faso); *Beste Darstellerin:* Krystyna Janda in *«Przesluchanie»* von Ryszard Bugajski (Polen); *Bester Darsteller:* Gérard Depardieu in *«Cyrano de Bergerac»* von Jean-Paul Rappeneau (Frankreich); *Preis der Jury:* *«Hidden Agenda»* von Ken Loach (Grossbritannien); *Beste Regie:* Pawel Lugin für *«Taxi Blues»* (UdSSR/Frankreich); *Bester künstlerischer Beitrag:* *«Matj»* von Gleb Panfilow (UdSSR); *Goldene Kamera* (bester Erstlingsfilm): *«Zamri umi woskresni»* von Witali Kanewski (UdSSR); *Grosser technischer Preis:* Pierre Lhomme (Kamera) für *«Cyrano de Bergerac»*. – Vom Festival besonders geehrt wurden zudem Tatjana Samoilowa, die Hauptdarstellerin in *«Letjat schurawli»* (Wenn die Kraniche ziehen) von Michail Kalatosow (UdSSR 1957), der Portugiese Manuel de Oliveira und der Pole Andrzej Wajda.

Preis der Ökumenischen Jury: *«Stanno tutti bene»* von Giuseppe Tornatore (Italien); Lobende Erwähnung für *«Taxi Blues»* von Pawel Lugin (UdSSR) und *«Hidden Agenda»* von Ken Loach (GB).

Preis der FIPRESCI-Jury: *«Shi no toge»* von Kohei Oguri (Japan); Spezialpreis für das Gesamtwerk: Manuel de Oliveira; Bester Film der Nebensektionen: *«Lebedjine osero – Zona»* (Schwanensee – Die Zone) von Juri Illienko (UdSSR).

macht. Nogma und Saga lieben sich noch immer und schlafen miteinander. Als dieser *«Inzest»* im Dorf ruchbar wird, wird Saga, wie es das Gesetz der Ehre verlangt, zum Tode verurteilt. Das Los trifft Sagas jüngeren Bruder, der Saga jedoch entkommen lässt, während alle glauben, er sei getötet worden und in seiner Hütte verbrannt. Nogma folgt Saga in ein entferntes Dorf, wo sie ein Kind erwartet. Sie leben glücklich zusammen, bis Saga wegen des Todes seiner Mutter ins Dorf zurückkehrt, wo es zum Vater- und Brudermord kommt. Mit einfachen Mitteln geradlinig und lapidar er-

zählt und von Laiendarstellern gespielt, entwickelt sich das Geschehen mit der Schicksalhaftigkeit einer griechischen Tragödie. Das Gesetz der Tradition muss unerbittlich erfüllt werden. Obwohl einige Dorfbewohner, vor allem Frauen, die sich für individuelle Freiheiten einsetzen, die Partei Sagas ergreifen gegen ein barbarisches Gesetz, das alle Rechte dem männlichen Oberhaupt einer Sippe vorbehält, trägt eine Tradition, die tötet, den Sieg davon.

Versöhnlicher ist das Verhalten zwischen Eltern und Kind in Bernard Taverniers *«Daddy Nostalgie»*, der in einer ganz anderen, offeneren Gesellschaft spielt. Tochter Caroline (Jane Birkin), geschieden und Mutter eines Sohnes, besucht ihre Eltern, die in einer kleinen Villa an der Côte d'Azur leben. Der Vater (ein grossartiger Dirk Bogarde), eben erst nach einer schweren Operation aus dem Spital entlassen, hat nicht mehr lange zu leben. Er soll sich nicht anstrengen, keinen Alkohol mehr trinken, was dem egoistischen alten Bonvivant schwer fällt. Frau und Tochter kümmern sich um den kultivierten Schwerenöter. Mit unglaublicher Leichtigkeit und menschlicher Wärme zeichnet Tavernier, der aus autobiografischen Erlebnissen schöpft, die vielschichtige Beziehung der drei Menschen, die in ihren Gesprächen und Auseinandersetzungen gewissermassen eine Bilanz ihres Lebens ziehen und dabei, trotz der Nähe des Todes, die ganze «Süsse des Lebens» auskosten. Dem sehnsüchtigen Zauber dieser heiter-melancholischen Elegie auf die Lebensfreude und zugleich auf die Vergänglichkeit allen Lebens kann man sich wohl nur entziehen, indem man sich durch die ebenso sarkastische wie unfaire Feststellung distanziert, dass so leben und sterben zu können ein Privileg begüterter Genieser ist.

Jugoslawische Passion

Während im Wettbewerb sich nur «Il sole anche di notte» der Brüder Taviani mit einer religiös-spirituellen Thematik im engeren Sinne befasste, gab es in den Nebensektionen einige «religiöse» Filme zu sehen. In *«Het Sacrament»* (Das Sakrament) des flämischen Schriftstellers, Poeten und Theaterregisseurs Hugo Claus geht es allerdings – trotz des Titels – weniger um ein religiöses als vielmehr um ein moralisch-ethisches Problem. In einem Pfarrhaus kommen in den fünfziger Jahren Familienangehörige samt Ehegatten zusammen, um alljährlich den Todestag ihrer Mutter zu begehen. Die Sippenmitglieder, durch hervorragende Charakterdarsteller geradezu ins Überlebensgrosse typisiert, verlieren – um den befreundeten Pfarrer

gruppiert – beim Essen und Trinken allmählich ihre Fassade und Fassung. Zum Vorschein kommen Spiessbürger mit heimlichen Begierden und Lastern, Heucheleien, Gemeinheiten und Bosheiten. In den Mittelpunkt gerät der Enkel Claude, ein eben aus einer psychiatrischen Anstalt entlassener junger Mann. Er ist homosexuell, fühlt sich in diesem Milieu nicht wohl, sucht sich anzupassen und gerät nach einem Scharadenspiel, in dem verklemmte Sexualität zum Vorschein kommt, in eine Krise. Als er Hilfe und Zuflucht beim Pfarrer sucht, der sich kasteit und Nächstenliebe predigt, wird er abgewiesen. Der Junge erhängt sich. Da Hugo Claus allzu dick und grobschlächtig aufträgt, wird er dem heiklen Thema nur in Ansätzen gerecht.

Schwerer zugänglich ist *«Hameuad»* (Der Auserwählte) von Daniel Wachsmann (Israel). Im Norden Galiläas, wo die mystische Tradition der Kabala noch lebendig sein soll, tritt Shmaya Ben-David, Sohn eines Rabbi in Jerusalem, der ihn zu seinem Nachfolger bestimmt hat, als Zauberkünstler und Gedankenleser auf, verfolgt von den Beauftragten seines Vaters. Er begegnet Oshra, einer geheimnisvollen jungen Frau, die über echte telepathische Fähigkeiten verfügt. Nach dem Tod seines Vater muss er sich von Oshra trennen (Anhänger des Rabbis halten sie für Lilith, die Dämonin und Verführerin), um dessen Nachfolge anzutreten. Für Shmaya beginnt ein seelischer Kampf zwischen seiner Berufung und Stellung als Rabbi und Oberhaupt von einigen hundert Anhängern und der mystischen Anziehung durch Oshra. In der Figur des Shmaya, der sich zuerst gegen die traditionelle Welt seines Vaters, eines weisen Mystikers, auflehnt, um dann in seine Fussstapfen zu treten, scheint der Autor den Konflikt zwischen modernem Leben und einer archaischen, intoleranten Glaubensstradition darstellen zu wollen. Oshra-Lilith verkörpert den revolutionären Geist, der fähig ist, Tabus zu brechen und Aberglauben zu entlarven.

Vom Thema her eher ungewöhnlich ist auch der jugoslawische Film *«Vreme čuda»* (Die Zeit der Wunder) von Gora Paskaljevic. Nachdem 1945 die Schule eines kleinen Dorfes abgebrannt ist, wollen die Kommunisten, die eben die Macht ergriffen haben, die Dorfkirche in eine laizistische Schule umwandeln, gegen den Widerstand des Popen und älterer Dörfler. Die Religion soll zum Verschwinden gebracht werden. Die mit Fresken bemalten Kirchenwände werden weiss übertüncht, aber – oh Wunder! – die Bilder kommen immer wieder zum Vorschein. Ein weiteres Wunder geschieht, als Lazarus, der an einer beim Brand erlittenen Verletzung gestorben ist, von einem herum-



Konflikt zwischen modernem Leben und einer intoleranten Glaubenstradition: «Hameud» (Der Auserwählte) von Daniel Wachsman.

streunenden stummen Vagabunden vom Tode erweckt wird. Nun beginnt ein erbitterter Kampf zwischen den Vertretern der alten und der neuen Ordnung, zwischen Glauben und kommunistischer Ideologie. Der Kommunist Lazarus, der die Erfahrung der eigenen Auferweckung um der kommunistischen Propaganda willen verleugnet, wird von seinem Parteiführer erschossen, und die Dörfler steinigen und kreuzigen den Vagabunden. Erst jetzt verschwinden die Fresken endgültig aus der Kirche. Dieser Film, in dem die Figuren neben Lazarus noch andere biblische Namen tragen – der Parteiführer heisst Nikodemus, zwei Schwestern Maria und Martha, es gibt einen Johannes, und der Pope heisst Lukas – ist ein eigentliches Passionsspiel, in ein alltägliches, zeitgenössisches Umfeld gestellt. Angeprangert wird nicht nur der Vernichtungskampf gegen die Religion, sondern jegliche ideologische Intoleranz, durch die Christus immer wieder ans Kreuz geschlagen wird.

Eindrücklicher noch als solche mit manchmal aufdringlicher Symbolik befrachtete «Botschaf-

ten» wie beim israelischen und jugoslawischen Film wirkte auf mich ein Werk, das auf den ersten Blick mit Religion oder Spiritualität gar nichts «am Hut» hat: «*Longtime Compagnon*» (in Nekrologen gebrauchter Ausdruck für den überlebenden Partner eines nicht verheirateten Paares) des Amerikaners Norman Rene. Der Film schildert das Leben von acht homosexuellen Freunden und ihres Umfeldes in New York. Sie leben, wie man so sagt, unbeschwert in den Tag hinein und suchen das Leben auf ihre Weise zu geniessen. Die ersten Berichte 1981 über AIDS nehmen sie kaum ernst, bis sie selbst mit der brutalen Realität dieser tödlichen Krankheit konfrontiert sind. Der streckenweise komödiantische Film macht nicht in Untergangsstimmung und Verzweiflung. Er stellt Solidarität, Hilfsbereitschaft und Vertrauen in die Werte des Lebens in den Vordergrund. Dennoch wäre von diesem Film kein besonderes Aufhebens zu machen, wäre da nicht die lange und zentrale Sequenz, in der einer der an AIDS erkrankten Männer von seinem Lebenspartner betreut, gepflegt und bis in den Tod hinein mit liebevoller Anteilnahme begleitet wird. Er hilft dem Sterbenden, das Leben «loszulassen». Hier bekommt Nächstenliebe unmittelbar ein Gesicht. ■■■